

«Von Vaterkomplexen bis Vatermordgedanken»

Kein schriftstellerisches Werk hat das Bild der Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert stärker geprägt als das des Pfeife stopfenden Autors aus Zürich. Das Deutsche Seminar organisiert in diesem Semester eine Vortragsreihe zu Max Frisch, um neue Seiten am literarischen Übervater der Schweiz hervorzukehren. Im gemeinsamen Gespräch erläutern die Germanisten Ursula Amrein, Thomas Strässle und Karl Wagner, was sie an Frisch fasziniert.





«Frischs Literarisierung der Geschlechterdifferenz wirkt heute befremdlich.» Ursula Amrein.

Moderation: Marita Fuchs und David Werner

Herr Wagner, nach welchen Kriterien haben Sie die Vortragsreihe über Max Frisch zusammengestellt?

Karl Wagner: Wir, Wolfram Groddeck und ich, wollen neue Facetten des vielgestaltigen Werks sichtbar werden lassen, und damit verhindern, dass Max Frisch – wie in seinem berühmten Satz über Brecht – der durchschlagenden Wirkungslosigkeit eines Klassikers anheimfällt.

Thomas Strässle: Das Werk ist viel reichhaltiger als die Marke Frisch. Klassische Topoi wie zum Beispiel die Aussage «Bei Frisch geht es um die Frage der Identität» werden häufig gebetsmühlenartig wiederholt und werden dem Schriftsteller nicht gerecht.

Ursula Amrein: Die Vortragsreihe stellt Themen in den Mittelpunkt, die Frisch in einem weniger bekannten Kontext zeigen: Max Frisch als Redner, als Architekt oder sein Verhältnis zum Schauspielhaus Zürich.

Wie wichtig war dieses Schauspielhaus, das in den Dreissiger- und Vierzigerjahren dank seinem Emigranten-Ensemble zu einer Bühne mit Weltformat geworden war, für die schriftstellerische Entwicklung von Frisch?

Amrein: Es war ein ganz wesentlicher Faktor. Das Schauspielhaus entwickelte in der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich eine Ästhetik, für die es den Begriff «Humanistischer Realismus» prägte. Frisch bezieht sich auf diese Ästhetik sowohl in seinem Schreiben als auch in seinem Selbstverständnis als Autor. Sie beruht auf Prämissen, die ihrerseits auf Schiller verweisen. Dieser forderte von der Literatur Distanz zur Tagespolitik, schrieb ihr die Aufgabe zu, Bilder eines anderen Lebens zu entwerfen und über diesen Umweg auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken.

Das erste Stück, das Frisch am Schauspielhaus uraufführen konnte, war «Nun singen sie wieder». Es ist 1945 der Ver-

such, aus der Perspektive der Distanz das Geschehen in Deutschland zu kommentieren. Durch diese Auseinandersetzung hat Frisch sich als Schweizer Autor positioniert und auch legitimiert.

Strässle: Diese Thematik taucht im ersten Tagebuch wieder auf. Frisch entwirft darin in drei Anläufen einen Brief an einen Soldaten, der an der Ostfront im Einsatz war. Er rechtfertigt sich als Angehöriger einer sogenannten verschonten Nation. Es ist der Versuch, eine Perspektive aus der Schweiz nach 1945 zu entwickeln. Frisch fragt sich: Wie kann man als ein von der Geschichte Verschonten überhaupt Literatur schreiben?

Frisch wurde nach dem Krieg zur Symbolfigur der Moderne. Lag das auch an seinen Reden?

Strässle: Insbesondere mit den Theaterstücken wurde Frisch europaweit bekannt. Die grossen Reden entstanden später. Als Frisch in den Siebzigerjahren den Schillerpreis erhielt, sprach er über die Schweiz als Heimat. Er verstand die Auszeichnung als Würdigung durch die Heimat und setzte sich damit auseinander, was Heimat überhaupt bedeutet. Er selbst war ein Nomade. Zwar hing er sehr an Zürich, ging aber immer wieder weg. Aus diesem unsteten Leben zog er viel Energie.

Seine Reden waren keine Kanzelpredigten, Frisch stand im Dialog mit dem Publikum. Das wird besonders deutlich im Text «Öffentlichkeit als Partner».

Wie ist die bekannte Rede am City College in New York, «Schwarzes Quadrat», einzuordnen?

Amrein: Das «Schwarze Quadrat» – es handelt sich dabei um zwei Poetikvorlesungen, die er 1981 gehalten hat – ist erst kürzlich in deutscher Sprache erschienen. Es ist ein unglaublich spannender Text, den Frisch im Jahr seines 70. Geburtstags vorlegte. Er reflektiert das Verhältnis von Literatur und Wirklichkeit und diskutiert das Politische der

Literatur. Dabei zitiert er aus seinen früheren Texten und schafft aus der Position der Nachträglichkeit seine eigene intellektuelle Biografie.

So setzt er sich mit den Künstlern im Dritten Reich auseinander, die sich nachträglich auf die Autonomie der Literatur beriefen und damit leugneten, dass Literatur und Politik zusammen gedacht wurden. Er grenzt sich aber auch gegen die politische Literatur der 68er ab und zeigt, dass er Literatur nicht als Macht im Politischen versteht, sondern als Gegen-Position zur Macht überhaupt.

«Das Werk ist viel reichhaltiger als die Marke Frisch.»

Thomas Strässle

War Frisch der letzte Grossintellektuelle der Schweiz? Und falls ja, wie kam er zu dieser Rolle?

Wagner: Frischs Ruf als Dramatiker von Weltrang war Ende der Fünfzigerjahre etabliert. Die Achtung, die ihm im Ausland entgegengebracht wurde, begründete seine Autorität im Inland.

Strässle: Die Ringvorlesung sollte auch ein Anlass sein, gewisse Mythen, die um Frisch herum gesponnen werden, auszuleuchten. Ich gehöre einer Generation an, die Frisch als Schullektüre und also schon aus einiger Distanz kennengelernt hat. Die Generation meiner Eltern hat ein weniger entspanntes Verhältnis zu Frisch. Für sie war er immer eine sehr dominante Figur. Es gibt viele Verkrustungen um die Figur Frisch. Die Spannweite reicht von massiver

Ablehnung bis zu grosser Bewunderung, von Vaterkomplexen bis zu Vatemordgedanken, von der Brandmarkung Frischs als Antifeminist bis zur Verherrlichung als politischer Autor.

Wie kam es zu dieser Mythenbildung?

Strässle: Frisch fand ja ein grosses gesellschaftliches Echo. Er ist bis heute der Inbegriff eines Autors, der sich einmischt und gehört wird. Immer noch werden Schriftsteller mit der Figur Frisch verglichen, vor allem wenn es um politische Interventionen geht. Damit wird Frisch für die jüngere Schriftstellergeneration zu einer Art Belastung. Frisch war natürlich für Autoren wie Peter Bichsel oder Adolf

War Frisch ein «Macho»?

Amrein: Das ist schwierig zu sagen. Oft wird die Grenze zwischen Werk und Person verwischt. Um die komplizierten Geschlechterinszenierungen bei Frisch zu verstehen, muss man sich auf seine narrativen Konstruktionen einlassen, und dies wiederum verlangt nach literaturwissenschaftlicher Kompetenz. Oft umgeht man diese Schwierigkeit und entsorgt Frischs Blick auf die Frau als privates Problem des Schriftstellers.

Was mir jedoch auffällt und was mich irritiert, ist, dass er zum Beispiel in «Montauk» vordergründig einen sehr aufgeklärten Diskurs über das Geschlechterverhältnis führt und seinen Ort als Mann reflektiert. Dahinter stehen jedoch

Wie sehen Sie denn dieses dritte Tagebuch im Gesamtwerk, wodurch zeichnet es sich aus?

Wagner: Es gibt eine Beckett-Bewegung zu immer mehr Aussparung und Reduktion. Die späte Erzählung «Der Mensch erscheint im Holozän» – für mich das Beste, was Frisch je geschrieben hat – bezeichnet eine weit vorgetriebene Position in dieser Bewegung. Das dritte Tagebuch geht teilweise sogar noch darüber hinaus. Inhaltlich enthält es eine äusserst scharfsinnige und gnadenlose Reflexion über Literatur, über den Status des Schriftstellers und des Intellektuellen und seine Wirkungsmöglichkeiten, die Frisch geringer denn je einschätzt.

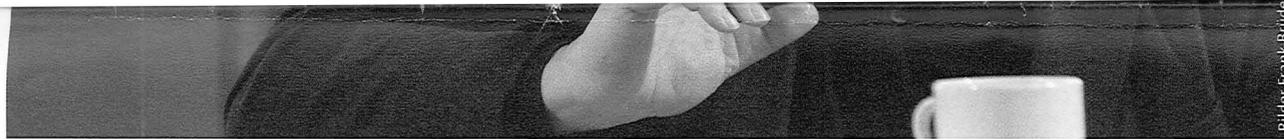
Der Unerbittlichkeit, mit der er mit sich selbst ins Gericht geht, haftet aber immer etwas Zweideutiges an: Seine Selbstkritik kommt manchmal so formvollendet daher, dass sie ins Gegenteil umschlägt – in eine höhere Form des Narzissmus. Auch in den Momenten grössten Zweifels, so hat man den Eindruck, arbeitet Frisch an seinem eigenen Monument.

Strässle: Und doch ist dieses Tagebuch zugleich von einer berührenden Aufrichtigkeit: Zum Beispiel Frischs Reflexionen über das Altern, das Hadern mit seiner schöpferischen Impotenz oder sein Bedauern darüber, dass nicht «Der Mensch erscheint im Holozän», sondern der «Blaubart» sein letztes Buch geworden ist.

Was können wir neu an Frisch entdecken?

Wagner: Wichtig ist die Entformelung des Sprechens über Frisch, wie wir es eingangs schon erwähnten. Man sollte auch die Dialektik von angeblich peripheren Werken, wie dem Frühwerk, bedenken und die Zentralwerke neu lesen. Die Auseinandersetzung mit der Gattungsvielfalt bei Frisch ist ebenfalls ein interessanter Aspekt dieses Schriftstellers. In der Ringvorlesung wollen wir diese neuen Aspekte ansprechen.





«Die Rolle des totalen Intellektuellen ist nicht mehr zu erfüllen.» Karl Wagner. (Nicht im Bild: Thomas Strässle)

Muschg eine Vaterfigur, heute jedoch ist eine andere Generation herangewachsen.

Wagner: Im dritten Tagebuch von Frisch, das Peter von Matt kürzlich veröffentlicht hat, gibt es sehr skeptische, ja ablehnende Bemerkungen zu der Rolle des totalen Intellektuellen. Ich denke, diese Rolle ist heute tatsächlich nicht mehr zu erfüllen. Junge Autorinnen und Autoren wehren sich zu Recht gegen dieses historische Format. Zugleich gibt es natürlich auch eine Sehnsucht danach.

Wie nimmt man die Figur Max Frisch ausserhalb der Schweiz wahr? Wie sehen ihn zum Beispiel die Österreicher?

Wagner: Frisch ist ein wahrhaft internationaler Autor, und so gehört er auch in Österreich zur Schullektüre. Wir haben eben über Frisch als Redner gesprochen und über seine Rede «Öffentlichkeit als Partner». Mir erscheinen Frischs Reden im Vergleich zum österreichischen Schriftsteller Thomas Bernhard, der auch Reden gehalten hat, geradezu harmonisch und staatstragend. Thomas Bernhard wäre nie ein Titel wie «Öffentlichkeit als Partner» eingefallen. Man sieht in diesem Vergleich auch die Unterschiede der historischen Bedingungen, der Sprechmöglichkeiten in der Schweiz und Österreich.

Die Schweiz hatte das enorme Glück, dass nach dem Bankrott der deutschsprachigen Literatur nach 1945 zwei Schweizer da waren, die sprechen konnten, nämlich Frisch und Dürrenmatt. Die Schweizer Literatur hat diesen historischen Moment optimal genutzt.

Amrein: Ich plädiere sehr dafür, die Figur Frisch zu historisieren. Wir müssen ihn in der Schweiz als ein geschichtliches Phänomen zu verstehen lernen, ohne ihn aber für ein nationalliterarisches Paradigma zu vereinnahmen. Vieles an diesem Autor wirkt ja inzwischen auch befremdlich. Zum Beispiel seine Literarisierung der Geschlechterdifferenz.

stereotype Bilder von der Geliebten oder – das Gegenmodell – der Ehefrau, die für das Erstarrte steht.

In den «Entwürfen zu einem dritten Tagebuch» schreibt Frisch zum Beispiel: «Hänge ich am Leben? Ich hänge an einer Frau. Ist das genug?» Darin steckt viel Selbstreflexion. Zugleich aber macht er die Frau so zur Metapher für das Leben schlechthin. Es sind solche Ambivalenzen, die dazu führen, dass Frauen oft mit Distanz auf das Werk von Frisch reagieren.

Man sagt, die Textgattung «Tagebuch» sei die typischste für Frisch. Sehen Sie das auch so?

Strässle: Die Tagebücher von Frisch sind sehr heterogen. Die Machart der beiden ersten Tagebücher ist jeweils anders, und das dritte Tagebuch ist wieder ganz anders. Ausserdem muss man auch die «Blätter aus dem Brotsack» und das «Dienstbüchlein» zu den Tagebüchern zählen, in nicht allzu ferner Zukunft wohl auch das «Berliner Journal» ...

Wagner: ... und es gibt eingebettete Tagebuchfiktionen in den anderen Werken von Frisch.

Strässle: In den Tagebüchern sind wichtige Stoffe schon angelegt, die dann später in den Werken wieder aufgegriffen werden. Zum Beispiel «Der andorranische Jude», die «Burlleske» oder «Graf Öderland». Die Tagebücher sind unendlich polyphon.

Wie stehen Sie zum Veröffentlichungsstreit des dritten Tagebuchs?

Strässle: Das war ein stiftungsratsinterner Zank, der journalistisch hochgekocht wurde. Aber er zeigt, wie hart umkämpft Frisch weiterhin ist.

Wagner: Der Streit hat bedauerlicherweise den Blick auf den Text verstellt.

Amrein: Wir sollten Frisch nicht nur als Einzelphänomen beleuchten. Die wissenschaftliche Diskussion über den Schreibort Schweiz ist mir wichtig. Dieses Feld sollte man systematischer bearbeiten.

Zu den Gesprächspartnern:

Ursula Amrein (50) ist Titularprofessorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich. In ihrer Habilitation schrieb sie über ««Los von Berlin!» Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das Dritte Reich». Ihr Lieblingsbuch von Max Frisch ist «Stiller», weil es bei jeder Lektüre rätselhafter wird.

Thomas Strässle (38) ist Privatdozent für Neuere deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Zürich, SNF-Förderungsprofessor an der Hochschule der Künste Bern und Stiftungsrat der Max-Frisch-Stiftung. Seine Habilitationsschrift ist unter dem Titel «Salz. Eine Literaturgeschichte» erschienen. Er empfiehlt als Einstieg in die Frisch-Lektüre: «Tagebuch 1946–1949».

Karl Wagner (61) ist Ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. In einem seiner wissenschaftlichen Projekte geht es um «Charismatische Übertragungen. Die Medien des Grossen Mannes.» Karl Wagner empfiehlt für fortgeschrittene Leser: «Der Mensch erscheint im Holozän».

Ringvorlesung «Max Frisch»

Stiller werden. Zu Max Frischs erstem grossen Romanerfolg.

2. März, Wolfram Groddeck, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 16.15h

«Die zusammensetzende Folge». Die Tagebücher I–III.

9. März, Karl Wagner, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 16.15h

«Es wird nicht über Literatur gesprochen». Wie die Architektur bei

Max Frisch baden ging.

16. März, Hans-Georg von Arburg, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 16.15h

«Ich probiere Geschichten an wie Kleider». «Mein Name sei

Gantenbein».

23. März, Barbara Naumann, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 16.15h

«Fangen wir nochmals an!» Die Dramen.

30. März, Peter Schnyder, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 16.15h

Bilderangst und Fabulierlust. Identitätskonstruktion bei Max Frisch.

6. Apr., Andreas B. Kilcher, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 1-106, 16.15h